

Frage – der Dialogpartner vornehmlich die Volkswirtschaftslehre –, so geht es nun im Gespräch mit der Betriebswirtschaftslehre und Managementtheorie um Fragen der Kirchengestaltung/Ekklesiogenese. Vor allem die Pastoraltheologie ist gefordert, mit kritischem Blick und konstruktivem Interesse dieses Gespräch aufzunehmen, das im Bereich von Caritas und Diakonie schon seit einigen Jahren im Gang ist.

Linz

Markus Lehner

ANREGUNGEN FÜR DIE PRAXIS

■ LOHMANN DAVID, *Das Bielefelder Diakonie-Managementmodell*. (Leiten. Lenken. Gestalten – Theologie und Ökonomie, Bd.1), Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1997, (334). Kart. DM 48,-/S 350,-/sFr 45,50.

„Die gegenwärtige theologische Diskussion über diakonische Praxis läuft weitgehend an den brennenden Problemen einer diakonischen Einrichtung vorbei.“ (28) Zur ‚Anstalts-Seelsorge‘ für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie für die Betroffenen diakonischer Leistungen sei die Diakonie-Theologie degeneriert, beklagt der Autor, und er fordert vehement ein, daß Theologie nicht nur auf der individuellen Motivationsebene eine Rolle spielen dürfe, sondern sich die Gestaltung der Strukturen diakonischen Handelns zur Aufgabe machen müsse. Wenn sich Diakonie nun in hohem Ausmaß in der Struktur von Unternehmen verwirkliche – eine Tatsache, die sich bei konfessionellen Sozialeinrichtungen auf katholischer Seite ebenso zeigt wie auf evangelischer –, so müsse dies theologisch ernst genommen werden. Theologie habe sich auf die Begriffe und Verstehenszusammenhänge der Betriebswirtschaftslehre einzulassen, wenn sie Praxisrelevanz gewinnen wolle.

Für den geforderten Brückenschlag zwischen Theologie und Ökonomie gilt es zunächst geeignete Brückenköpfe zu finden. Auf theologischer Seite entscheidet sich der Autor für den kultur-offenen ‚gläubigen Realismus‘ Paul Tillichs. Diakonie-Unternehmen sind demnach theologisch als Geistgemeinschaft zu qualifizieren, deren Gestalt immer wieder auf das Neue Sein, wie es sich in Jesus Christus manifestiert habe, auszurichten sei. Sämtliche Entscheidungsprozesse in diakonischen Einrichtungen sollen durch einen ‚wirtschaftsethischen Trichter‘ laufen – wobei sich Lohmann an der Wirtschaftsethik Arthur Richs orientiert – und dabei auf diese theologische Sinnmitte des Neuen Seins zentriert wer-

den. Auf ökonomischer Seite entscheidet er sich für das St.Galler Management-Konzept. Dessen Betonung normativer Elemente und ‚weicher‘ Managementfaktoren (Unternehmenskultur, Werthaltungen, Führungsstil) empfiehlt es für den diakonischen Bereich. Auf dieser Basis arbeitet er ein Diakonie-Managementmodell aus, das von grundlegenden Fragen der Unternehmenspolitik bis zum Personal- und Finanzmanagement führt.

Dieser konsequente Versuch einer umfassenden – durchaus auch kritischen – Adaption eines betriebswirtschaftlichen Managementkonzepts für Belange der Diakonie verdient Anerkennung, wenn man auch da und dort kritische Fragen stellen kann und muß, etwa: Stehen die sehr abstrakten theologischen Termini Tillichs (Geistgemeinschaft, Neues Sein,...) nicht einer Umsetzung in die Alltagspraxis diakonischer Einrichtungen im Weg? Wie läßt sich verhindern, daß der ‚wirtschaftsethische Trichter‘ zu einem fatalen Problemstau führt? Ist der Begriff des ‚Kunden‘ wirklich dazu geeignet, jene, die diakonische Leistungen in Anspruch nehmen, aus dem Objekt-Status ‚Versorgter‘ herauszuholen und sie zu gleichberechtigten Partnern in einer Austauschbeziehung zu machen? (305) Wird nicht Seelsorge verzweckt, wenn sie dem unternehmensinternen ‚Sozialcontrolling‘ zugeordnet wird mit der Aufgabe, unternehmensrelevante Daten zu liefern? (248) In jedem Fall ist mit dieser Arbeit ein beachtenswerter und diskussionswürdiger Start für diese neue, von Alfred Jäger herausgegebene Reihe gelungen.

Linz

Markus Lehner

BIBELWISSENSCHAFT

■ KLAUCK HANS-JOSEF, *Vorspiel im Himmel?* Erzähltechnik und Theologie im Markusprolog (BTHSt, 32). Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1997. (128). Kart. DM 38,- /S 277,-.

Diese kleine Studie versucht, den im exegetischen Instrumentarium noch relativ jungen, zuletzt jedoch unübersehbar wichtig gewordenen Methodenkomplex *Erzählforschung* oder *Narratologie* zur ordnenden Instanz für ein auslegerisches Gesamtprojekt zu Mk 1,1–15 zu machen. Dies scheint mir in einer angenehm unaufdringlichen Weise gelungen zu sein, so daß man die Lektüre auch zum Beispiel Theologie-AbsolventInnen, deren Studium schon einige Zeit zurückliegt, zur Erstbegegnung mit narratologisch orientierter Exegese empfehlen kann: Der

Theoriehintergrund ist nur knapp gestreift, die neue Fragestellung wird vor allem direkt am Objekt vorgeführt. Brücken zu den bekannten und gewohnten Fragestellungen der Exegese sind allenthalben vorhanden.

In neun Kapiteln führt K. durch die unterschiedlichen Fragebereiche: Im Hinführungskapitel („Probleme mit dem Anfang“) reflektiert er über die Aufgaben, die dem Anfang eines jeden literarischen Werkes zukommen, und über die verschiedenen Möglichkeiten, dieser Aufgabe gerecht zu werden. – Das zweite Kapitel („Abgrenzung und Aufbau“) ermittelt zunächst Mk 1,1–15 (und nicht etwa VV. 1–13 oder VV. 2–13 ...) als zusammengehörige Prolog-Perikope: auffällige interne Bezüge binden nämlich diese Verse aneinander (dreiteilige Parallelisierung Johannes/Jesus: VV. 4–8/9–15); vorangestellt sind eine Überschriftszeile (V. 1) und als Motto die „Jesaja“-Zitation (V. 2–3). Die Verschränkungen innerhalb von VV. 1–15 (etwa: Inklusio mit dem Stichwort Evangelium V. 1.15) tun ein übriges, den Prolog als kunstvoll geschaffene erzählerische Einheit zu erkennen: „Der Prolog ähnelt einem Diptychon, ... auf dessen linker Tafel Johannes der Täufer bei seiner Taufstätigkeit abgebildet ist, während die rechte Tafel Taufe und Versuchung Jesu ineinanderblendet. Auf einer Fußleiste sind rechts und links Schriftzeilen angebracht mit den Summarien der Täuferpredigt und der Jesuspredigt, während sich oben in der Mitte ein ovales Medaillon befindet, in dem ... Überschrift und Motto aufgezeichnet stehen“ (33). Schließlich wird noch aufgezeigt, daß VV. 14–15 nicht nur eine tragende Funktion innerhalb der Konstruktion des Prologs haben, sondern auch – als eine Art Scharnierstück – zum Korpus des Evangeliums überleiten. – Nach einem kurzen dritten Kapitel („Gattungsfrage“) widmet sich der vierte Abschnitt unter der Rubrik „Erzähltechnik und Leserführung“ den zentralen Fragen der narratologischen Exegese. K. identifiziert zunächst die „Stimmen“, die die HörerInnen/LeserInnen des Mk-Prologs ansprechen: Neben der unmittelbaren Figurenrede des Täufers (V.7f) und Jesu (V. 15) hören wir Schriftzitate, also die Stimme des Propheten, der aber Gottessprüche sagt (V. 2–3), und dann unmittelbar Gottes Stimme (V. 11). Vor allem begegnet uns aber von Anfang an die Stimme des Erzählers selbst, der nicht nur die anderen Stimmen disponiert und verwaltet, sondern überhaupt das Organisationszentrum für alles ist, was in der Erzählung geschieht und was mit dem Erzählpublikum angestellt wird. Seine erzählerische „Allmacht“ und „Allwissenheit“ – ein Erzähler erschafft und erhält ja tatsächlich seine erzählte Welt! – übt er eher verdeckt und zurückhaltend aus. Der lesepsycholo-

gische Effekt dieses Mk-Prologs ist, daß das Publikum von Anfang ein Vorwissen hat, das es außer mit dem Erzähler nur noch mit Gott und Jesus, keinesfalls aber mit den anderen in der Erzählung vorkommenden Figuren teilt. – Im fünften Kapitel widmet sich K. der „Intertextualität“ des Mk-Prologs: Texte reagieren auf bereits vorliegende Texte, die zum Kulturwissen und Selbstverständnis von Autor und Publikum beitragen. Der Autor baut Zitate ein, spielt auf bekannte Themen oder Motive an; dem Publikum obliegt es, dieses intertextuelle Potential der Texte zu erkennen und sich davon stimulieren zu lassen. Im Mk-Prolog haben wir ein ausgewiesenes Jesaja-Zitat in V. 2–3 vor uns: Allerdings stammt nur V. 3 aus Jes (40,3); der erste Spruch ist ein Mischzitat aus Ex 23,20; Mal 3,1. Die Himmelsstimme (V. 11) „zitiert“ zwar nicht explizit, ihre Formulierung nimmt aber Elemente aus Ps 2,7; Jes 42,1 und Gen 22,2 auf. Daneben gibt es aber eine Fülle weiterer Anspielungen und Motive: der Täufer als „Elija“-Gestalt; Jesus als neuer Adam; Wüste; vierzig Tage; Satan; wilde Tiere friedlich; Engel dienen; Taube. – Die Agenda des sechsten Kapitels („Traditionsverarbeitung“) gehört zwar nicht zu dem, was man in einem narratologischen Arbeitsprogramm erwartet; doch: „Die story des Markusevangeliums kann man sehr wohl befragen nach den Traditionen, die in sie eingegangen sind, und nach deren historischen Haftpunkten, ohne darüber die Rechte der Erzählung zu vernachlässigen ...“ (67). Bei den Traditionen, die der Autor verwendet, denkt K. an folgendes: Zwei unterscheidbare, ursprünglich voneinander unabhängige Täufertraditionen: Die eine – greifbar in den VV. 2a. 3. 4–6 – dürfte aus außerchristlich-täuferischer Überlieferung kommen, enthält jedenfalls keine spezifisch christlichen Ansprüche. Die zweite Tradition wäre schon ursprünglich christlich und umfaßte VV. 2bc. 7–8. Für die Erzählungen von Taufe und Versuchung Jesu denkt K. an Vorlagen, die praktisch unverändert ins MkEv eingegangen sind. Beim Predigtsummarium (V. 14–15) meint er, im Wort von der nahegekommenen Gottesherrschaft sei authentische Jesus-Rede greifbar; der Term Evangelium jedoch stammt aus dem nachösterlichen Selbstverständnis der missionarischen Kirche. – Der siebte Abschnitt („Makrotextuelle Bezüge“) geht den offensichtlichen und den mehr verborgenen Bezügen nach, die zwischen Prolog und Textkorpus des MkEv bestehen. Das erzähltheoretische Konzept hinter diesem Unterfangen: Ein Textanfang wie der Mk-Prolog führt zu Wertungen und Erwartungen, die der Text im weiteren Leseverlauf natürlich konkret einlösen muß. Dabei ist der Zusammenhang von Ersteindruck und Einlö-

sung selbstverständlich kein simpler: Anfängliche Einstellungen sind oft zu modifizieren beziehungsweise differenzieren. K. geht also die einzelnen Motive und Themen des Prologs durch und fragt, inwieweit sie im weiteren Verlauf des MkEv wiederaufgegriffen und differenziert werden, wobei er sich in mehr als einem Fall nicht festlegen lassen will, ob ein Bezug nun tatsächlich vom Autor intendiert ist oder nicht (zum Beispiel 91f: Spaltung der Himmel 1,10 und Spaltung des Tempelvorhangs 15,38). – Das folgende Kapitel ist der „Christologischen Frage“ gewidmet, die v.a. die Taufperikope immer schon gestellt hat: Insinuiert der Text eine Vorstellung, die später als kerinthianisch und dann als adoptianistisch verurteilt wurde? Nämlich: Der „simple“ Mensch Jesus wird erst bei der Taufe durch Gottes Erwählung zum Messias und Gottessohn. Oder redet im Gegensatz dazu gerade V. 11 *nicht* von Adoption oder Inthronisation, sondern bringt mit der einfachen Identifikation („Du bist mein geliebter Sohn!“) vielmehr die Präexistenzchristologie ins Spiel? Diese Alternativfrage möchte K. aufgrund der gewonnenen erzählanalytischen Einsichten aus ihrer unfruchtbaren Engführung herausbringen. Wichtig ist dabei die Erkenntnis, daß die Gottesstimme von V. 2bc aus dem narrativen „off“ spricht, daß sie also außerhalb der erzählten Zeit des Evangeliums steht. Die in V. 9–11 erzählte „Adoption“ während der Taufe ist also jedenfalls umgriffen von einer Erwählung Jesu durch Gott, die außerhalb dieses linearen Faktenablaufs liegt. Damit ist nach K. nicht gesagt, daß V. 2bc gleichsam das „Transkript eines himmlischen Gesprächs zwischen Vater und Sohn“ (107) sei und somit doch eine explizite Präexistenzchristologie den Rahmen der mk Christologie abgäbe. Eher: „Der Erzähler will aufzeigen, daß Gott schon seit langem an diesen Jesus gedacht hat, daß sein erwählender Blick auf ihm ruhte und daß sich deshalb die prophetischen Worte jetzt, da sie in Erfüllung gehen, auf Jesus anwenden lassen. Ob man das schon Präexistenz nennen soll? Eher nicht.“ (107) Die mk Christologie bewegt sich also zwischen den Polen Präexistenzchristologie und Adoptianismus auf ganz eigenen Pfaden, was sich in drei Schlußthesen (110f) verdeutlichen läßt: Die *mk Christologie* ist geprägt von einer positiv aufzunehmenden *Unbestimmtheit des Anfangs*, sie muß in den größeren Rahmen der Rede von Gottes eschatologischem Handeln gestellt werden und sie ist schließlich nicht begriffliche, sondern *erzählerisch entfaltete Christologie*. – Im Abschlußkapitel fragt K. nochmals nach dem, was in der Erzählkommunikation durch den Mk-Prolog mit dem Publikum passiert: Einweihung, „Initiation des Lesers“.

Der Band läßt sich gut lesen und ist sehr empfehlenswert, nicht nur als Initiation in die Welt der Narratologie!

Linz

Christoph Niemand

■ PICHLER JOSEF, *Paulusrezeption in der Apostelgeschichte*. Untersuchungen zur Rede im pisidischen Antiochien (ITS 50). Tyrolia, Innsbruck-Wien 1997. (404). Kart. S 520,-/DM 71,-/sFr 68,-.

Diese Grazer Dissertation ist eine Studie zu Apg 13,16–52. Nach der Disposition der Apg des Lukas ist diese Perikope der Mittel- und Höhepunkt der ersten Missionsreise des Paulus. Hier läßt ihn Lk in der Synagoge eine heilsgeschichtliche und christlich-missionarische Rede vor Juden und „Gottesfürchtigen“ halten; hier beginnt er, nachdem sich viele Juden verweigern, sein Programm der Heidenmission. Die eigentliche Paulus-Rede ist doppelt auffällig: Erstens weil sie sich in ihren Hauptinhalten mit jenen Lk Redekompositionen deckt, die wir aus dem Mund des Petrus in den früheren Apg-Kapiteln kennen. Und zweitens, weil im Schluß (V.38f) auch ganz kurz jenes Thema anklingt, das der authentische Paulus als seine Position im Streit um die Frage, ob christliche Heidenmission zuerst eine Konversion zum Judentum und eine Annahme von Gesetz (und Beschneidung) bringen müsse, entwickelte: die *Rechtfertigungstheologie*. [Dieses spezifisch paulinische Thema ist ansonsten in der Paulusdarstellung der Apg ja tunlichst verschwiegen!]

In der *Einleitung* nennt P. die forschungsgeschichtlichen Problemfelder, in die die Beschäftigung mit dieser Perikope führt (Etwa: Ist die „erste Missionsreise“ vor dem Apostelkonzil Lk Konstruktion oder entspricht sie der tatsächlichen Paulus-Biographie? Verwendet Lk für die Gestaltung seiner Missionsreden jeweils eigene Traditionen oder schreibt er sie frei aufgrund eines heilsgeschichtlich-kerygmatischen Schemas, das die Themen der frühesten Judenmission zusammenfaßt?) Auch das nächste Kapitel – „Die Funktion der Missionsreden“ – widmet sich zunächst der Bedeutung von in den Erzählverlauf eingestreuten „Reden“ in der antiken Historiographie und in der Apg. Dabei werden die wichtigen Themen dieser Reden (Kontrastformel, Jesuskerygma) durchgegangen und es wird darauf hingewiesen, daß der Apg-Autor mit diesen Reden die Petrus-Paulus-(und Jesus)-„Parallelisierung“ weitertreibt. Das dritte Kapitel nennt sich „Strukturanalyse und Gliederung“. Hier werden zunächst Kontextfragen besprochen und schließlich eine Gliederung der Rede nach den